

muß herrschen, bis Gott ihm alle Feinde unter die Füße gelegt hat. Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod. Sonst hätte er ihm nicht alles zu Füßen gelegt Wenn ihm dann alles unterworfen ist, wird auch er, der Sohn, sich dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott herrscht über alles in allem“ (1 Kor 15, 24–28).

In gewissem Sinne gibt es nur ein Ereignis in dieser Welt, nämlich die Menschwerdung. Seine Apotheose ist der vollendete Christus, der die Menschheit in sich hineingenommen hat und, bekleidet mit dem Weltall wie mit einem Mantel, sich dem Vater hingibt.

Von Maria können wir volle, vorbehaltlose Empfänglichkeit lernen, so daß diese allumfassende Menschwerdung in uns und durch uns weitergehen kann. Es ist gut, für uns und füreinander zu beten, daß der menschgewordene Christus die Sinnhaftigkeit unseres eigenen Lebens und der gesamten Schöpfung verlebendige und vertiefe. Dieses Gebet wird uns schwer zu einem apostolischen; denn nichts Besseres können wir den Nächsten wünschen, als daß ihm tiefer bewußt wird, wer Christus ist, und er immer mehr begreift, daß er *der* ist, nach dem unser aller Sehnen geht, ob wir nun seinen Namen kennen oder nicht.

Nichts Neues unter der Sonne?

Gedanken zum Neujahrstag

Franz-Josef Steinmetz SJ, Frankfurt am Main

Der Neujahrstag löst, vielleicht eindringlicher noch als andere Feiertage, Gedanken der Hoffnung und Zuversicht in uns aus. Auf den ersten Blick stehen sie vermutlich im Vordergrund. Zwar läßt sich der Uhrzeiger der Zeit nicht zurückdrehen. Aber es ist nicht alles aus, sondern neue Chancen beginnen sich aufzutun. Mehr als an anderen Tagen macht die Zukunft von sich reden. Mag sie auch noch so sehr in Finsternis liegen, allein die Tatsache, daß sie uns aufgegeben ist, läßt wenigstens Vorsätze fassen. War man mit sich und der Bilanz des vergangenen Jahres nicht recht zufrieden, dann kann man sich immerhin doch etwas Besseres vornehmen. Manche pflegen derlei Gedanken auf einem ausgedehnten Neujahrsspaziergang

mit guten Freunden zu besprechen. Andere mögen lieber in den eigenen vier Wänden mit sich selber still zu Rate gehen. Daß es sinnvoll sei, gute Vorsätze zu fassen, scheint jedenfalls nicht weiter fragwürdig.

Dem Jahresbeginn steht eine nüchterne und realistische Betrachtungsweise dennoch wohl an. Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir ein neues Jahr beginnen. Wieviele Neujahrstage haben wir schon erlebt? Hat man nicht auch damals neue Hoffnungen gehegt und blieb nicht im Grunde alles so, wie es immer schon war? Auf jeden neuen Frühling folgte ein Sommer, ein Herbst, ein Winter wie eh und je, und danach begann dasselbe Spiel, als würden wir uns im Kreise drehen. Das bringt uns auf den Gedanken, ob das, was wir Zeit nennen, nicht überhaupt ein ewiges Einerlei von Wiederholungen sei. In der Tat erkennt man mühelos nicht bloß im Jahresablauf, sondern schon in den einzelnen Monaten eine gewisse Kreisförmigkeit in der sogenannten Abnahme und Zunahme des Mondes. Es gibt keinen Vollmond, der sich nicht bald schon wieder in einen Halbmond verwandelte, um schließlich als Neumond ganz zu verschwinden, aber auch dies nur, um bald darauf in alter Herrlichkeit als Vollmond aufzuleuchten. An die Kreisform des Tages muß man gar nicht mehr eigens erinnern, denn jeder kennt sie: die beständige Abwechslung von Mittagshelle hin zur Dunkelheit der Nacht. Weniger unberührt läßt uns schließlich das, was man den Kreislauf der Generationen nennen könnte: aus Kindern werden Erwachsene, die in der Blüte ihrer Jahre stehen, mit der Zeit jedoch alt werden und sterben, um gewissermaßen einer neuen Generation Platz zu machen. Beim Kreislauf des Jahres könnte man noch geneigt sein, von Anzeichen kosmischer Harmonie zu sprechen, ohne die Problematik zu spüren, die zugleich eben damit gegeben ist. Der Kreislauf der Generationen, die fortwährend kommen und gehen, läßt sich schwerlich als Symbol der Vollkommenheit begreifen, sondern erscheint weit mehr als deutliches Anzeichen von Ausweglosigkeit oder zumindest der Wiederkehr des schon einmal Gewesenen und Bekannten.

Diese scheinbar unabweisbare Erfahrung hat schon das Buch Kohelet in die bekannten Worte gefaßt:

Windhauch, Windhauch, pflegte Kohelet zu sagen, Windhauch,
Windhauch, alles ist Windhauch. Welchen Gewinn hat der
Mensch von allem Besitz, den er sich unter der Sonne erarbeitet?
Eine Generation geht, die andere kommt.
Die Erde steht auf unbegrenzte Zeit.
Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter.
Sie hetzt zurück an den Ort, wo sie aufgeht.
Er weht nach Süden, dreht nach Norden,

dreht, dreht, weht, der Wind.
 Weil er sich immerzu dreht, kehrt er zurück, der Wind.
 Alle Flüsse fließen ins Meer,
 das Meer wird nicht voll.
 Zu dem Ort, wo die Flüsse entspringen,
 kehren sie zurück, um wieder zu entspringen.
 Alle Worte sind überanstrengt,
 niemand kann sich ausdrücken,
 das Auge wird nicht satt, wenn es beobachtet,
 das Ohr wird vom Hören nicht voll.
 Was geschehen ist, wird wieder geschehen,
 was man getan hat, wird man wieder tun:
 Es gibt nichts Neues unter der Sonne.
 Zwar gibt es bisweilen etwas, wovon es heißt:
 Sieh dir das an, das ist etwas Neues –
 aber auch das gab es schon in den Zeiten,
 die vor uns gewesen sind . . .
 Ich beobachtete alle Taten, die unter der Sonne getan werden.
 Das Ergebnis: Alles ist Windhauch und Luftgespinnst.

Koh 1, 1–10. 14

Es hilft gar nichts, diesem kritischen Prediger vorzuwerfen, er sei in altertümlichen physikalischen Vorstellungen verfangen und nur deshalb rede er so skeptisch. Vielmehr ist zu sagen, daß seinen Betrachtungen zwar der äußere Augenschein zugrundeliegt; daß aber auch unsere kopernikanischen oder noch moderneren Naturvorstellungen die schon von Kohelet ausgesprochene philosophische Erfahrung keineswegs überwinden helfen: alle Bewegung in der Natur bringt keine Änderung in dem ständigen Kreislauf, ist also erfolglos. Wenn ich recht sehe, spielt auch Friedrich Nietzsche in seinem „Zarathustra“ auf ähnliche Erfahrungen an, indem er schreibt: „Alles geht, alles kommt zurück: ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins, alles bricht, alles wird neu gefügt, ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins. In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.“ Oder darf man gegen allen Anschein annehmen, daß Nietzsche in diesem ewigen Kreislauf des Seins zwar ein positives Geheimnis ahnt, es aber nicht deutlich auszusprechen wagt, um seinen Geheimnis-Charakter zu erhalten?

Zunächst jedoch bleibt der Eindruck der Einförmigkeit und Wiederholung: der Neujahrstag leitet nur einen weiteren Jahreszyklus ein, nicht

aber wirklich Neues. Weil alles sich im Kreise zu drehen scheint, gibt es auch keinen Zeitpunkt, der überall und von allen Völkern gemeinsam als Jahresbeginn gefeiert wird.

Im jüdischen Kalender war in alter Zeit der Jahresanfang im Herbst. Dieser wurde wahrscheinlich unter den für Palästina geltenden Klimaverhältnissen angesichts der Ackerbaukultur des Volkes als natürlicher Beginn des Jahres empfunden. Ob der Übergang von nomadischer zu bauerlicher Zivilisation in dieser Frage überhaupt eine Rolle spielt, ist freilich umstritten. Seit der späten Königszeit läßt man andererseits das bürgerliche Jahr in Angleichung an die babylonische Praxis im Frühjahr beginnen. Nach dem Exil kehrte man jedoch wieder auf den alten Ansatz zurück; auch das heutige Judentum feiert den Jahresbeginn im Herbst, am 1. Tischri. Die Jahresberechnungen der Griechen und Römer sind recht unterschiedlich und ungeklärt; unter Cäsar kam 46 vor Christus ein neuer Kalender (Julianischer genannt) auf, in welchem der 1. Januar als Jahresbeginn gilt. Dieser Kalender blieb bis ins Mittelalter hinein gültig und wurde 1582 durch Gregor XIII. erneut verbessert. Der „gregorianische Kalender“ fand im 18. Jahrhundert auch in den protestantischen Ländern, 1923 bei den orthodoxen Griechen und 1949 in China Anerkennung. Die chinesische Kultur selbst aber hat bekanntlich noch heute einen eigenen Neujahr-Tag. Weitere Beispiele für unterschiedliche Zeitrechnungen (z. B. im Islam oder während der französischen Revolution) ließen sich anfügen. Verschieden war in der Antike auch die Stunde des Tagesbeginns, die bisweilen um Mitternacht oder bei Sonnenaufgang, meist aber auf den Vorabend angesetzt wurde wie z. B. im Judentum und noch heute im liturgischen Kalender der Kirche.

Alle diese Hinweise auf eine Art Beliebigkeit der Anfänge innerhalb der Zeitläufe unterstreichen noch einmal den Anschein der Kreisförmigkeit von Jahr und Tag, die man eigentlich jederzeit beginnen oder enden lassen kann.



Nach diesen nüchternen Hinweisen auf den Kreislauf der Zeit, der nur vom Naturgeschehen her bestimmt ist, wird man einwenden, daß die Zeit für uns Christen doch ganz entscheidend von den Festgeheimnissen des Kirchenjahres geprägt sei und deshalb den eintönigen Charakter der fortwährenden Wiederkehr des Gleichen verloren habe. Man denkt etwa an die Höhepunkte des liturgischen Jahres, also an Weihnachten – Epiphanie – Gründonnerstag – Karfreitag – Karsamstag – Ostern – Christi Himmelfahrt – Pfingsten. Man kann sich aber ebenso erinnern an bestimmte Heiligenfeste, von denen für manche befreiende Impulse ausgehen oder die

ihnen die Zuversicht vermitteln, daß sie nicht allein auf dem Lebensweg sind, sondern schon jetzt in der Gemeinschaft derer leben, die das Ziel längst erreicht haben. Außerdem sorgen ganze Abschnitte des Kirchenjahres dafür, daß wir uns nicht ständig im Kreise drehen, z. B. die Advents- oder Fastenzeit, aber auch der Osterfestkreis mit ihren jeweils anders aufrüttelnden oder frohmachenden Botschaften. Schließlich erinnern sogar bestimmte Wochentage an die Heilsereignisse, die Gott in Jesus Christus ein für alle Mal gewirkt hat: der Sonntag läßt besonders an seine Auferstehung, der Freitag an seine Passion denken, der Donnerstag hebt besonders die Einsetzung des eucharistischen Mahles hervor und der Samstag rückt die Erwählung der Jungfrau Maria ins Bewußtsein, damit wir in ihr auch unsere eigene geschöpfliche Hoffnung deutlich vor Augen sehen. Man kann kaum leugnen, daß sich auf diese Weise auch unser allgemeines Zeitgefühl geändert hat, zumindest nicht mehr so ausweglos scheint, wie es die bewußt erlebten Naturzyklen ohne die Lichtspur der christlichen Feste zu tun pflegen.

Doch so sehr man auch die positiven Aspekte des Kirchenjahres ins Bewußtsein hebt, das Problem des Zeitenkreislaufs steht weiterhin geheimnisvoll vor uns; denn schließlich kommt alles wieder, nicht bloß der Januar, der Februar, der März, der Frühling, der Sommer, der Herbst und Karneval, nein auch Ostern, Pfingsten, Weihnachten, alles kommt wieder. Es mag ein Kreislauf anderer Art sein, aber eine Art Kreislauf ist auch das Kirchenjahr.

Die christlichen Feste wiederholen sich jedes Jahr wie die Jahreszeiten, und ihre kalendermäßige Festlegung zeigt, wie der Jahresbeginn, eine erstaunliche Beweglichkeit, ja beinahe so etwas wie eine chronologische Beliebigkeit. Bekannt sind die Auseinandersetzungen bezüglich der Datierung des Osterfestes, die meist unter dem Begriff Osterfeststreit zusammengefaßt werden, obwohl sie jeweils verschiedenen Ursprungs waren. So erwähnt z. B. Ambrosius (Ep. 23, 12), daß Ostern im Jahre 387 zu Rom am 21. März, zu Alexandrien am 25. April und in den anderen Kirchen am 18. April gefeiert wurde. Bis auf den heutigen Tag gibt es keinen einheitlichen Ostertermin, der sowohl in den Kirchen des Westens als auch des Ostens anerkannt ist. Auch bezüglich anderer Feiertage (z. B. Marienfeste) gibt es in den verschiedenen Kirchen, ja sogar in den verschiedenen Ländern, Klöstern und Orden stark voneinander abweichende Kalender. Das Datum des Weihnachtsfestes hat ebenfalls seine chronologischen Probleme. Der historische Geburtstag Jesu ist unbekannt. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts wurde in Ägypten u. a. der 20. Mai genannt. Die Schrift „De Pascha computus“ aus dem Jahr 243 errechnet den 28. März als Geburtstag Christi. Unbekannt ist auch, wie lange schon vor 336 der 25. Dezember als Geburts-

tag Jesu begangen wurde, und umstritten bleibt weiterhin, ob diese Feier bereits um 300 bzw. 275 als christliche Reaktion auf die von Kaiser Aurelian verfügte Erhebung des „Natalis Solis Invicti“ (Geburtstag der unbeziegten Sonne) als Reichsfeiertag verstanden werden darf. In Palästina kannte man ursprünglich vor 430 nur die Feier der Epiphanie, wie die Pilgerin Aetheria und Hieronymus bezeugen, und die Armenier behielten stets den Epiphanie-Tag als Geburtsfest Jesu bei.

Es ist also deutlich, daß auch die christlichen Feste nicht bloß jedes Jahr aufs Neue angeboten und zugänglich sind, sondern daß sie an recht verschiedenen Terminen aufgegriffen werden können. Mehr noch: sie können wie ein kreisendes Karussell vorüberziehen, in dem wir zwar günstigenfalls selber sitzen, das uns aber so wenig vorwärts und vom Fleck zu bringen scheint, wie der ständige Kreislauf der Jahreszeiten. Das heißt: Der Kalender gibt zwar genau an, wo die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Jahr liegt, aber ob ein Jahr wirklich neu wird, das liegt nicht an der Uhr und auch nicht am Festkalender, es liegt ganz entscheidend oder zumindest weitgehend an uns, ob wir es neu werden lassen. Wir selber müssen neu anfangen zu denken, zu sprechen und zu leben, obwohl es kaum möglich scheint, das Alte hinter sich zu lassen oder wenigstens neu zu sehen; denn das bedeutet ja nicht bloß seine Familie und die Kollegen neu zu sehen oder seinen Beruf, sondern das Ganze der Zeit, in der wir leben. Dürfen wir wirklich hoffen, daß sehr vieles oder wenigstens etwas anderes kommt als wir dachten? Das, was uns aufgegeben ist, ist nicht schwer zu umschreiben: der neue Anfang mit diesem oder jenem Menschen müßte versucht; das Neue im Alltäglichen müßte gesehen oder entdeckt werden, mehr noch, es müßte gedacht, getan und gelebt werden; das noch Unscheinbare, was sich noch nicht bewährt hat, was noch nicht etabliert, sondern ungewohnt ist, müßte von uns wirklich aufgenommen und gewollt werden. Mit einem Wort: ein neues Leben müßte geglaubt und gehofft werden. Aber wie soll das geschehen, solange der Eindruck auf uns lastet, daß es eigentlich nichts Neues unter der Sonne gibt, sondern sich alles im Kreise dreht?



Ich möchte zu zeigen versuchen, daß der Kreis, der als Symbol der Ausweglosigkeit soviel Entsetzen und Resignation auslöste, auch ganz anders gesehen werden kann; nämlich als das einfachste und zugleich eindrucksvolle Sinnbild des In-sich-Geschlossenen, des Grenzenlosen und Ewigen; denn bei seiner zu sich selbst zurückkehrenden Linie sind alle Punkte gleich weit vom Zentrum entfernt; es gibt kein eigentliches Vor- und Hintereinander. Wahrscheinlich denken viele dabei unwillkürlich an das negative Bild von

der Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt; sie sollten aber nicht vergessen, daß eben dies in der Ikonographie auch Ausdruck positiver Rundung meint. Der Kreis ist weiterhin nicht bloß Symbol für die Ewigkeit und Vollkommenheit des Schöpfers, sondern zugleich für die Erschaffung der Welt. Man denkt dabei daran, daß die Geschöpfe aus der Unendlichkeit Gottes entbunden wurden, so wie sich aus dem Kreis alle anderen geometrischen Figuren konstruieren lassen. Als Schöpfung Gottes ist die Erde in sich gut, nach alter Sprache ist sie rund; so entstand das Bild und der Begriff vom *Erdkreis* (Ps 33, 8). Die Bedeutung oder der Wert eines Kreislaufs hängt von der Mitte ab, auf die er bezogen ist. So werden heilige Gegenstände oder Orte umkreist, um ihrer Heilkraft teilhaftig zu werden. „Darum wasche ich meine Hände in Unschuld und umkreise deinen Altar, o Herr“ (Ps 26, 6). Bonaventura spricht kurz und prägnant von Gott als „Kreis, dessen Mittelpunkt überall und dessen Peripherie nirgends ist“ – ein Gedanke, der bei mehreren Mystikern wiederkehrt. Der Christus Pantokrator zu Daphne zeigt, ähnlich wie in anderen byzantinischen Kuppelmosaiken, den Himmelskreis, in dem der Herr wohnt und zugleich aus ihm herauswirkt.

Ähnlich wird das dem Kreis verwandte Bild des Rades verwendet. Auch dies kann ein Bild der Unruhe, der Unbeständigkeit (Glücksrad!), der Nichtigkeit sein. Daher heißt es bei Sir 33, 5: „Des Toren Herz ist wie ein Wagenrad und wie ein rollend Rad ist all sein Denken.“ Aber an anderen Stellen, wie z. B. in den Psalmen, ist das Rad vielmehr ein Bild für Gottes erhabene und ehrfurchtgebietende Majestät: „Dein Donner rollte wie wirbelnde Räder, Blitze erhellten das Erdrund, es zitterte und es bebte der Boden.“ In der bekannten Vision des Propheten Ezechiel vom Himmelswagen ist zu lesen: „Alle vier Räder hatten die gleiche Gestalt. Sie waren so gemacht, daß es aussah, als laufe ein Rad mitten im andern. Sie konnten nach allen vier Seiten laufen und änderten beim Laufen ihre Richtung nicht. Ihre Felgen waren so hoch, daß ich erschrak“ (1, 16 ff). Auch in der mittelalterlichen Mystik, besonders bei Hildegard von Bingen, ist das Rad ein gebräuchliches Bild für die Gottheit. Die zentrale Fensterrose der alten Kathedralen wird *rota* (Rad) genannt; ihre Nabe, um die sich alle Geschichte dreht, ist wiederum Christus selbst.

Wenn Dante Alighieri seine „Göttliche Komödie“ mit zahlreichen Anspielungen auf die Kreisform der Gottheit und des Paradieses, d. h. der erlösten Schöpfung, beschließt, dann greift er im Grunde nur auf Vorstellungen zurück, die vor ihm und nach ihm viele andere Dichter und Theologen ohne ängstliche Scheu verwendeten. Allerdings gibt er deutlich zu verstehen, daß die Beziehung des menschlichen Abbildes zu seinem göttlichen Ursprung so geheimnisvoll und unlösbar ist wie die Quadratur des Zirkels:

Gleichwie der Geometer sich entzündet,
 sucht er den Kreis zu messen, und den Satz,
 den er bedarf, wie er auch denkt, nicht findet,
 so ging es mir bei diesem neuen Schatz:
 Ich wollte sehn, wie überein zu bringen
 das Bildnis mit dem Kreis, und wo sein Platz.

Aber trotz des unauflösbaren Geheimnisses hält Dante seine Grund-Vision vom Kreislauf der Liebe bis zur letzten Strophe durch:

Die Kraft der hohen Phantasie hier spleißt!
 Doch folgte schon mein Wunsch und Wille gerne,
 so wie ein Rad, das ebenmäßig kreist,
 der Liebe, die bewegt die Sonn und Sterne!

Paradies, XXXIII. Gesang

Selbst ein so nüchterner und sachbezogener Denker wie Thomas von Aquin scheint in seinen Ausführungen über den letzten Sinn der Erschaffung des Menschen und der Fleischwerdung Gottes auf das Kreis-Symbol nicht verzichten zu können, zumindest geht er ihm keineswegs ängstlich aus dem Wege. In einem Artikel, der über das Thema handelt, daß zur Vollkommenheit des Universums geistbegabte Geschöpfe notwendig seien, erklärt er: „Eine Wirkung ist dann am vollkommensten, wenn sie zu ihrem Ursprung zurückkehrt. Daher ist auch der Kreis unter allen Figuren und die Kreis-Bewegung unter allen Bewegungen am meisten vollkommen, weil man in ihnen zum Ursprung zurückkehrt. Damit also die Schöpfung ihre letzte Vollkommenheit erreicht, müssen die Geschöpfe zu ihrem Ursprung gehen. Das tun sie als einzelne und in ihrer Gesamtheit, indem sie ihrem Sein und Wesen nach ihrem Ursprung ähnlich werden . . . Weil aber Gottes Geist der Ursprung der Geschöpfe ist, wie gezeigt wurde, war es zur Vollkommenheit der Geschöpfe notwendig, daß auch geistbegabte Geschöpfe existierten“ (Summa contra gentes, II, c. 46).

Ähnlich heißt es im Zusammenhang der Angemessenheit der Fleischwerdung Gottes: „Weil der Mensch die Spitze (terminus) aller Geschöpfe ist – alle anderen Geschöpfe in der Generations-Folge quasi voraussetzend – wird er dem Ursprung der Dinge sinnvoll (convenienter) geeinigt, damit ihre Perfektion wie in einem Kreislauf (circulatione) abgeschlossen wird“ (Summa contra gentes, IV, c. 55). Weitere Beispiele dieser Art können nur noch bestätigen, daß auch der Aquinate mit dem Kreis-Symbol vertraut ist.

Es scheint angebracht, das Kreis- und Rad-Symbol durch einen verwandten Begriff zu erweitern, der uns Heutige vermutlich noch etwas

existentieller anspricht, obwohl er durchaus zu den alten Symbolen der religiösen Mystik gehört. Ich meine den Reigen-Tanz. Von Johannes Chrysostomus soll das Wort stammen: „Wo man tanzt, ist der Teufel“; man kann natürlich nicht vergessen, daß es den Tanz um das Goldene Kalb gibt oder Salomes Reigen vor Herodes, von heidnischen Orgien ganz zu schweigen. Aber nicht nur in Phönikien war Baal Markôd der „Herr des Tanzes“ und in Indien Shiva der „König der Tänzer“, der in seinen Bewegungen den Rhythmus des Weltalls symbolisiert, auch der Kirchenlehrer Hippolyth bezeichnete den Logos als „heiligen Vortänzer im Reigen“. Der griechische Schriftsteller Lukian versteht den Reigen der Himmelskörper als Vorbild für den Tanz auf Erden. Es ist m. E. mehr als eine philologische Kuriosität, daß das gewöhnliche hebräische Wort für Fest (= hag) ursprünglich „Umgang“, „Reigen“ bedeutete.

Man braucht sich daher keineswegs zu wundern, wenn zeitgenössische Autoren ihre religiöse Grund-Stimmung mit dem Bild des Tanzes zu umschreiben versuchen. Eindrucksvolles Beispiel dafür ist „Der Ball des Gehorsams“ von Madeleine Delbrêl, in dem sie ihr christliches Selbstverständnis in lyrische Form gegossen hat. Ich zitiere daraus einen Abschnitt, der schon fast so etwas wie eine Antwort auf unsere Fragestellung enthält (aus: *Wir Nachbarn der Kommunisten*. Einsiedeln 1975, Seite 67–69):

„Man darf nicht um jeden Preis vorankommen wollen,
Sondern soll zufrieden sein, sich zu drehen, seitwärts zu steppen,
Anzuhalten, wenn nötig, und zu gleiten, anstatt zu schreiten.
Und all das wären nur idiotische Schritte,
Machte nicht die Musik daraus eine Harmonie.“

Nach M. Delbrêl sollen wir also unser Dasein nicht wie ein Schachspiel oder ein Zahlenproblem leben, bei dem man sich den Kopf zerbricht, sondern vielmehr wie ein endloses Fest, bei dem man immer wieder neu dem Herrn begegnet. Unser Leben wäre eigentlich ein Tanz in den Armen seiner Gnade. Von allen Seiten würde uns die Musik seiner Liebe umfassen.

Dem gleichen Thema hat Silja Walter, eine in der Schweiz lebende Benediktinerin, einen ganzen Gedicht-Band gewidmet, dem sie den Titel „Tanz des Gehorsams“ gab (Zürich 1970). Es sind im Grunde Meditationen über Schrifttexte des Propheten Hosea, die aber transparent gemacht werden für uns Heutige; denn auch wir dürfen heimkehren zu Gott, dem wir oft wie eine liederliche Frau davongelaufen sind. Wir alle heißen Gomer. Aber die Rückkehr in den Tanz des Gehorsams ist schwierig. Gerade die Nonne kommt sich vor wie eine Seiltänzerin, das Band ist schmal. „Wer ahnt je, wie bange ihr ist.“ Doch wie David tanzt sie den Gottestanz vor der Lade „hinein ins Leben der Engel“; denn sie sieht das

Schwungrad, das sich dreht und dreht und alles in sich reißt, sogar die, die beim Meditieren einschläft, „dreht sie mit“. „Der Tanz der Welt“ wird nicht vergeblich sein:

„Da tanzen sämtliche Völker
samt ihren Meeren
Armeen und Raketen
und all ihren süßen weißen
und schwarzen Babies
und Karavellen
und allen Städten der Welt.
Am Kanal die Lilien
das Mohnfeld
der Tulpenbaum
und alle Welt sonst noch
auf Erden dreht sich
getragen geschoben
gerissen
auch wenn sie nicht will
mit Gomer in Gottes Kommen hinein.“



Diese zuversichtliche Lyrik, die ich für berechtigt halte, erlaubt keinen frivolen Optimismus; denn es genügt selbstverständlich nicht, daß wir uns im Kreise drehen, sondern es kommt entscheidend auf die Mitte an, um die der „Tanz“ sich bewegt. Solange der unendliche Gott nicht selber diese Mitte bildet, bleibt alles Leerlauf oder wird zum Tanz um „Goldene Kälber“, d. h. um Götzen. Die periodisch wiederkehrenden Natur-Zyklen mit ihren verheißungsvollen Neuanfängen sind nicht mehr als leere Versprechen, solange sie nicht wirklich mit dem Kreislauf des Lebens verbunden werden, der in Jesus Christus ein für allemal eingeleitet worden ist. Der faszinierende Tanz des Universums, den die alten und neuen Mystiker zu „sehen“ scheinen, ist vielmehr die alles in eine letzte Harmonie bewegende und umgestaltende Kraft der Liebe Gottes, auf die sie hörend hoffen. Die bloßen Natur-Zyklen, losgelöst und isoliert betrachtet, sind – trotz ihres Farbenspiels und der vagen Hoffnung, die sie vielleicht auslösen – letzten Endes vergebliche Versuche, das Leben zu erneuern, nichts weiter als ein immerwährendes Wechselspiel von Licht und Dunkel, Wärme und Kälte, Tod und Leben. Die Gegensätze werden keineswegs in eine höhere Einheit aufgehoben, sondern bleiben dualistisch erstarrt; die Kreisbewegung, die sie vollziehen, ist ausweglos endlich.

Der Kreislauf der Liebe hingegen, an den uns Christus „angeschlossen“ hat, hebt die Gegensätze des irdischen Lebens gewissermaßen auf in die unendliche Einheit Gottes, der Tote lebendig machen kann, ja dessen Tod selber Leben bewirkt. Auch diese Bewegung ist kreisförmig, aber sie bildet keinen endlichen Kreis, der ausschließt oder sich selber reproduziert, sondern einen unendlichen, der aufnimmt, vereinigt und versöhnt, so daß Gottes Feinde seine Söhne werden, zu denen er spricht: „Alles, was ich habe, gehört auch euch“ (vgl. Lk 15, 31).

Im Lichte dieser frohen Botschaft, die glaubwürdig ist, aber weder bewiesen noch eingesehen werden kann, darf man dann gewiß auch die Naturzyklen mit andern Augen betrachten. Sie können den, der schon gläubig ist, daran erinnern, daß Gottes Liebe niemals aufhört, daß sie stets aufs Neue angeboten wird. Jeder Frühling kann so – nicht aus sich selbst, sondern im Lichte des Evangeliums – als Hinweis auf das Geheimnis der Auferstehung verstanden werden, und jeder Neujahrstag kann an das Neue Leben erinnern, das Gott uns schenken will und das wirklich neu genannt werden darf, obwohl es uns schon von Ewigkeit her zugesagt ist.

Weil aber dieses neue Leben im Grunde der unendliche Gott ist, der sich uns selber mitteilen will, geht es dabei zu keinem Zeitpunkt – auch nicht nach jahrelangem christlichen Leben – einfach nur um den Rest eines Aufstiegs, der noch bewältigt werden müßte, sondern um eine wirklich neue Begegnung. Einmal deshalb, weil der Mensch nicht bloß wie ein Wanderer Gott entgegengeht und sich zwar schneller oder langsamer, aber doch unaufhaltsam dem Gipfel der Vollkommenheit nähert, sondern zugleich ein Sünder ist, der ständig neu zu Gott bekehrt werden muß; denn Jesu Wort, daß er nicht gekommen sei, Gerechte zu rufen, sondern Sünder (vgl. Mk 2, 17), hat grundsätzliche Bedeutung. Zum andern ist jede Begegnung mit Gott deshalb neu zu nennen, weil der Herr so unendlich reich ist, daß immer wieder neue Möglichkeiten der Liebe vom Menschen her gehört und aufgegriffen werden können. Der scheinbare Monolog ist in Wahrheit ein echter Dialog zwischen Partnern, von denen der eine zwar schon alles gesagt hat, der andere aber niemals aufhören kann, sich das Gesagte wirklich anzueignen, weil es das Wort der unendlichen Liebe selber ist. Daher stehen wir immer wieder vor einem weiten Feld von Möglichkeiten des Gottes, der frei und unerwartet in unser Leben einbrechen kann und uns dort begegnet, wo wir ihn nicht vermuten. Nichts ist ein für allemal programmiert, sondern vielmehr angeboten, damit wir es aufnehmen und verwirklichen.

Trotzdem behält die Rede Kohelets vom ewigen Kreislauf des Lebens ihren tiefen Sinn: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ (1, 9). Aber nun vermögen wir auch diese Rede mit neuen Ohren zu hören und berühren

schließlich die Sinnspitze, die sie von Anfang an hatte: Sie will nicht mehr als uns loslösen von der Verbissenheit unserer Arbeit und aller innerweltlichen Eschatologie. Tiefer gesehen aber kann sie uns sogar befreien von allem Ärger der Tage und aller Schlaflosigkeit der Nächte, um wieder Raum zu gewinnen im jeweiligen Jetzt für das Geschenk des Lebens, das einzig von Gott her Bestand hat. „Denn wer hat zu essen und wer leidet Schmerzen außer von ihm her?“ (2, 25).

Eben das dürfte auch die Botschaft jenes alten Mosaiks aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. sein, das man in Beth-Alpha in Israel bewundern kann. Es zeigt in der Mitte Helios im Sonnenwagen, umgeben von den Tierkreiszeichen der 12 Monate und den vier Jahreszeiten, darunter das Opfer Abrahams und darüber den Thoraschrein. Naturzyklus und heilsgeschichtliches Wirken sind deutlich unterschieden und lassen sich dennoch miteinander verbinden, wenn nur Gottes Liebe und Treue als das Geheimnis geschaut wird, das alle und alles bewegt.



Daß die angeschnittenen Probleme damit nicht gelöst sind, versteht sich von selbst. Was wir zu sagen versuchten, war m. E. berechtigt. Aber die sich daraus ergebenden Fragestellungen und eventuell zu folgernden Konsequenzen werden weiterhin umstritten bleiben. Wie sehr die Perspektiven und „Sprachspiele“ sich unterscheiden dürfen, zeigt das Neue Testament selbst, indem es recht verschiedene Schriften anbietet, damit Christus in seinem jeweiligen Heute gefunden werde. Eine allseits befriedigende Verständigung zwischen den mehr heilsgeschichtlich darstellenden Entwürfen einerseits und den existentiell-eschatologischen auf der anderen Seite ist meines Wissens bisher noch keinem gelungen. Außerdem kann man gerade bei der Frage, die unserer Betrachtung zugrundelag, von recht unterschiedlichen Perspektiven ausgehen, etwa von einem übermäßigen Interesse an der Vorzeitlichkeit Gottes (wie z. B. die Reformatoren: Lehre von der Gnadenwahl), oder von der Überzeitlichkeit Gottes (wie z. B. die Theologie des 18. und 19. Jahrhunderts: Ewigkeit im Augenblick), oder von der Nachzeitlichkeit Gottes (wie das beginnende 20. Jahrhundert: Wiederentdeckung der Eschatologie). Es scheint kaum möglich, alle diese zwar berechtigten, aber einseitigen Perspektiven in einem einzigen Bezugssystem zusammenzufassen.

Ich habe in dieser kleinen Betrachtung lediglich eine relative Berechtigung des Kreis-Symbols für den heilsgeschichtlichen Bereich angedeutet, allerdings unter Bedingungen, welche die vordergründige Bedeutung dieses Bildes sowohl auf-heben als auch sprengen. Der „Kreislauf“ der

Heilsgeschichte beginnt und endet in Gott selbst und transzendiert deshalb jede überschaubare Rundung. Es ist einzig der jeweils größere Gott, der trotz aller Katastrophen und Zusammenbrüche Wachstum, Erfüllung und Telos ermöglicht, oder wie es P. Teilhard de Chardin einmal formuliert hat: „Wenn am Ende die bewußten Zentren der Welt tatsächlich nur mehr ‚eins mit Gott‘ sind, so kommt es zu diesem Zustand nicht durch Identifizierung (indem Gott zu allem wird), sondern durch die differenzierende und einigende Wirkung der Liebe (Gott ganz in allen) – und das ist durchaus orthodox und christlich“ (*Der Mensch im Kosmos*, München 1959, 307).

Verwendete Literatur

- W. Löser, *Der Glaube und die Zeit*, in: TW 135, Stuttgart o. J.
 M. Lurker, *Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole*, München 1973; außerdem einschlägige Artikel aus dem LThK.
 W. Willms, *roter faden glück (Lichtblicke, Meditationen, erzählte Bilder)*. Kevelaer 1974.
 K. Rahner, *Über das Problem des Stufenweges zur christlichen Vollendung*, in: *Schriften zur Theologie III*, 11–34.
 J. Sudbrack, *Christliches Leben: Ständiger Aufstieg oder stets neue Begegnung?* in: *Geist und Leben* 42 (1969), 263–279.
 F. Wulf, *Vom anfangenden Menschen*, in: *Geist und Leben* 21 (1948), 6–16.

Gesichter als Gesichte

Eine Betrachtung über die Individualbildnisse und die Bibelporträts von Emil Wachter

Herbert Schade SJ, München

Es gibt wohl kaum einen von uns, den nicht der Anblick eines Menschen betroffen gemacht hat. Ein Blick der Augen, der Umriss eines Profils oder ein „Grübchen auf der Wange“ – wie der Maler Oskar Kokoschka sich ausdrückte – können uns nachhaltig beeindrucken. Von derartigen Erfahrungen im Umgang mit Gesichtern berichtet auch die Bibel. Schon in der Genesis heißt es von dem Brudermörder Kain: „Sein Antlitz fiel ein“ (Gen 4, 5–6). Und etwas später lesen wir: „Und der Herr machte Kain ein Zeichen auf die Stirn, auf daß ihn keiner, der ihn träfe, erschlagen sollte“